

Heimat und Ferne

Beilage zum Teltower Kreisblatt

Herausgegeben unter Mitwirkung des Heimatmuseums-Vereins Kreis Teltow

Nr. 11

Montag, den 11. Juni

1934

Die Frühlingwanderung des Heimatmuseums-Vereins am 13. Mai nach Neubabelsberg und Nowawes

Es war fast wie an einem Hochsommerstag, als sich die 34 Teltower Heimatsfreunde auf der großen Dampfer-Anlegebrücke des Griebnitz-Sees zusammensanden und über die blanke Wasserfläche blinzelten. Drüben setzte schon der Freibadbetrieb ein und eine Unzahl kleiner und größerer Paddel-, Ruder- und Segelboote belebte die Wasserfläche.

Nicht minder hat der Griebnitz-See dieses bewegte, farbenfrohe Bild. Er ist, wie Herr Direktor Heider hier auf der Brücke ausführte, eigentlich erst durch die Erbauung des Teltow-Kanals wieder zu einem richtigen See geworden. Die Bänke hatte hier in einer Tiefe von 15 Metern ihre Sämlammassen abgeladen; nur 30 Zentimeter betrug noch die Wassertiefe, die gänzlich verkrautet und auf der Oberfläche einer blühenden Wiese ähnlich sah als einem See. Erst als mit der Kanalerbauung wieder eine Strömung geschaffen werden konnte, gelang es, die Sämlammassen allmählich zur Abwanderung zu zwingen und eine Wassertiefe von etwa drei Metern wiederherzustellen.

Durch die stattige Allee der Kaiser-Straße zog die kleine Schar alsdann zur Sternwarte der Berliner Universität. Da liegen in einem herrlichen Park am Bergeshang eine Reihe schöner Landhäuser, in denen sich die Dienstwohnungen der Astronomen und ständigen Mitarbeiter befinden, und auf der Höhe das imposante Hauptgebäude mit den drei drehbaren, heute im Sonnenschein funkeln den Kuppeln, die die großen Sternrohre beschirmen. Im Park verstreut sieht man noch eine ganze Anzahl weiterer tuppelartiger Gebäude, zum Teil recht merkwürdiger Bauart: eine andere Welt.

Bis zum Jahre 1913 befand sich die Universitäts-Sternwarte am Gieselerplatz in Berlin. Sie ist dann hierher verlegt worden auf einen von der Krone zur Verfügung gestellten Bauplatz. Richtiger gesagt ist es eine Neu-Gründung geworden, so wenig sich von der alten Inner-Einrichtung übernommen. Die hier seit 1914 zur Aufstellung gelangten Fernrohre, optischen und physikalischen Hilfseinrichtungen sind modernster Bauart und zum Teil nur von neuen amerikanischen Riesen-Sternwarten übertriften worden.

Unser Führer, Herr Jacobi, der hier als Meister der Feinmechanik all die vielseitigen Instrumente zu betreiben hat, verstand es, in einem ungenauen Feststehen und auch für den Laien verständlichen Vortrag uns in das den Sternen gewidmete Reich einzuführen.

Auch die Sternwarten haben sich spezialisiert. Was hier in Neubabelsberg in der Hauptsache betrieben wird, ist messende Astronomie. Wir betraten zuerst ein kleines, isoliert stehendes tuppelartiges Gebäude und standen vor dem sogenannten Meridian-Fernrohr, mit dem die Zeitbestimmungen durchgeführt werden. Dieses Instrument ist nicht, wie die bekannten Sternrohre, nach allen Richtungen drehbar, sondern läßt sich nur in einer Richtung, Nord-Süd, heben und senken. Die gedachte Ebene des Meridians ist hier sichtbar gemacht durch einen Spinnfaden, der senkrecht in der Mitte des Okulars ausgespannt ist. Hier müssen die Sterne bei den Beobachtungen von Ost nach West hindurchpassieren, bedingt durch die Umdrehung der Erde um ihre Achse. Diese Durchgangszeit der Fixsterne sind rechnerisch genau festgesetzt und ergeben so die genaue Zeit. Es ist dies die einzige Möglichkeit, unsere Uhrzeit bis auf den Bruchteil einer Sekunde genau zu bestimmen und laufend zu kontrollieren. Denn nur die Sterne gehen richtig! Was wir von einer guten Präzisionsuhr im besten Falle erwarten dürfen, ist, daß sie möglichst gleichmäßig vor- oder nachgeht. Das Meridianfernrohr wird auch benutzt, um die Eigenbewegungen der Fixsterne zu bestimmen und festzuhalten, um die Sterne katalogmäßig zu erfassen. Das Instrument stammt noch von Voepfer & Sohn in Potsdam. Die neuesten und größten hier aufgestellten Rohre sind von Zeiss, Jena.

Auch der große Refraktor, der nun besichtigt wurde. Seine Linsen haben einen Durchmesser von 65 Zentimetern und eine Brennweite von 10,5 Metern. Wenn wir das, was wir als Jungens allemal mit einem Vergrößerungsglas ge-

macht haben: mit Hilfe der Sonnenstrahlen ein Loch in ein Stück Papier zu brennen, mit diesem Glas versuchen würden, so müßten wir das Papier also 10 1/2 Meter vor der Linse abhalten. Die Wirkungsweise des Instrumentes ist leicht zu verstehen: das vordere große Linsenpaar, das „Objektiv“, sammelt die vom Gestirn kommenden Strahlen und erzeugt hinter sich ein Bild des Sternes, das nun durch stark vergrößernde kleine Linsen-Systeme, das „Okular“, betrachtet wird. Die stärkste 1000—1500fache Vergrößerung ist jedoch wegen der ungünstigen atmosphärischen Verhältnisse in unseren Breiten nur ein- oder zweimal im Jahre praktisch auszunutzen. Im allgemeinen kann eine 500—800fache Vergrößerung nicht überschritten werden. Der Fußboden dieses Raumes ist eine Hebevorrichtung, die wie ein Fahrstuhl um mehr als sechs Meter gehoben und gesenkt werden kann, je nachdem ob der zu beobachtende Stern mehr am Horizont oder am Zenit steht. Man spart so das recht umständliche Herumklettern auf Gerüsten und Leitern.

Den stärksten Eindruck auf uns machte jedoch die Durchführung des großen Spiegel-Teleskops. Es ist das größte und modernste Gerät dieser Art in Europa und hier in der Universitäts-Sternwarte in einem besonderen Gebäude aufgestellt. Statt eines Objektivs trägt es an seinem unteren Ende einen schwach gekrümmten versilberten Spiegel von 1,25 Meter Durchmesser. Spiegel mit Fassung wiegen allein etwa 40 Zentner. Es ist nun erstaunlich zu sehen, wie das Riesenrohr mit seinen vielen Hilfseinrichtungen, die zusammen mehrere Hundert Zentner wiegen, spielend leicht durch Druck auf einen Knopf hin- und herbewegt wird. Mit diesem Instrument führt man in der Hauptsache die „Spektralanalyse“ durch, bei der das Licht der Sterne in seine Bestandteile zerlegt wird. Eine Fortschrittsmethode, der man der größten Teil unseres heutigen Wissens über Beschaffenheit, Zusammenfassung und Entwicklung der Sterne verdankt.

Nach kurzer Mittagsrast begann der zweite Teil der Wanderung: Schloß und Park Babelsberg. Einmal der Lieblingsaufenthalt Wilhelms I., den er sich als Prinz, König und Kaiser geschaffen und länger als fünf Jahrzehnte, von 1841—1888, bewohnt hat.

Im Schloß atmet man noch die Luft der Zeit vor 75 bis 80 Jahren: in fast allen Räumen zahllose Erinnerungstafeln an den alten Kaiser und seine Familienangehörigen. Von den Polstermöbeln sind seit einiger Zeit die schwebenden Hüllen entfernt, die alten Tür- und Fenstervorhänge wieder angebracht, so daß sich die Räume so darbieten, als wären sie eben noch bewohnt gewesen.

Alle Zimmer im Babelsberger Schloß haben gestrichene Wände, keine Tapeten, und sind mit unzähligen Bildern geschmückt. Das Empfangszimmer in Rot, das Arbeitszimmer in Hellblau gehalten, und so fort. Von den Fenstern hat man prächtige Blicke über den Park, die Havel, die Glienicke-Brücke, nach Sakrow und auf den Jungfersee.

Interessant ist auch die Baugeschichte des Schlosses. Kein geringerer als Schinkel, der damalige Ober-Landes-Bau-Direktor, wurde mit dem Entwurf für den Bau eines „Schloßhäusens“ in gotisch-normannischen Stil beauftragt und am 1. Juni 1834 der Grundstein gelegt. Dieser erste Schloßbau hatte kaum die halbe Ausdehnung des heutigen. Der Erweiterungsbaue ist dann 15 Jahre später nach Plänen von Persius vom Hofbaumeister Straß ausgeführt, dem auch die gesamte, zum Photographieren verlockend schöne Innen-Architektur zu verdanken ist.

Und dann der Park! Wir müßten uns beschränken, einen Teil zu durchwandern. Wer ihn in allen Teilen kennen lernen will, braucht einen vollen Tag.

In früherer Zeit hatte der Babelsberg nicht weniger als neun verschiedene Bezeichnungen: Zuberow, Baberow, Babertsberg usw. Seit 1750 ist dann der Name Babelsberg nachweisbar. Schon unter dem Großen Kurfürsten war hier ein Wildpark mit schönem Eigenbestand. In der Franzosenzeit 1806/07 hatten jedoch die Einwohner von Neuendorf wüst

in dem Babelsberger Forst gehäuft und die starken Ästen größtenteils abgeschlagen. Da jedoch die Stümpfe nicht gerodet wurden, schlügen sie zwischen den unterpflanzten Kiefern neu aus. Und als später Lenné und der durch seinen Park in Muskau berühmt gewordene Fürst Büdler auf Veranlassung des Prinzen Wilhelm den Babelsberger Park neu säufen, sorgte man für Luft und Licht, so daß sich der junge Eichenauschlag zu neuer Schönheit entwickeln konnte.

Auf dem höchsten Punkt des Babelsbergs, auf dem sich die Sieges-Säule mit der Nauß'schen Victoria erhebt, machten wir kurz Rast und genossen die schöne Aussicht. Dann wurde die Gerichtslaube beichtigt. Das ist der Vorbau des ehemaligen Berliner Rathhauses, der hier im Park unter teilweiser Benutzung der alten Steine wieder aufgebaut ist. Ein zweigeschossiger Backsteinbau; der obere Teil offen, von Pfeilern getragen. Der Mittelpfeiler ist als die verfeinerte Linde oder Eiche gedacht, unter der die alten Deutschen ihre Gerichtssitzungen abhielten.

Dann wurde noch der Flatho-Turm erstiegen, der dem Eichenheimer Turm in Frankfurt am Main nachgebildet ist und einen schönen Ausblick auf das weite Rutsche-Tal und die Havellandschaft bietet. An dieser Stelle stand einst die unter Friedrich dem Großen erbaute Holländische Wind- und Schneidemühle. Sie brannte 1848 ab und wurde leider nicht wieder aufgebaut.

Als wir in Nowawes zur Kaffeecast einbogen, prangten die Straßen in Flaggenmähd. Die Freiwillige Feuerwehr feierte gerade ihr fünfzigjähriges, wozu Abordnungen aus dem ganzen Kreise erschienen waren.

Vom Lärm der Straße tauchten wir unter in die Stille eines alten bescheidenen Weberhäuschens. Webermeister Schröder saß vor seinem Handwebstuhl und ließ das Webergeschiffchen hin- und herschieben. Es war wie ein Gruß aus alter Zeit, als Friedrich der Große hier die böhmischen Weberfamilien ansiedelte und die Grundlage schuf für eine einst blühende Heim-Industrie. Heute sind von den vielen hundert Handwebstühlen nur noch sechs im Betrieb! Sie fertigen eine Art Läufer als Vorarbeit für die Teppich-Weberei.

Herr Lehrer i. R. Meißner führte uns dann durch den Ort in sein eigenes Heim und zeigte uns einige seiner interessanten steinzeitlichen Funde von seinen früheren Ausgrabungen, meist auf dem Beck, seiner dünenartigen Erhebung am Nordrande des Rutsche-Tals.

Als wir das gastfreundliche Haus verließen, schlügen die Klänge einer alten Spieluhr an unser Ohr. Ein Frühlingstag ging zur Neige. Wir hatten das Gefühl, von einer weiten, mehrtägigen Reise heimzukehren, so bunt und vielgestaltig waren die Eindrücke von dieser einen Wanderung mit dem Heimatsverein. E. Hill, Stahnsdorf.

Ernst Moritz Arndt und seine Familiengeschichte

Fortsetzung.

Von Eugen Hill.

II.

Ernst Moritz Arndt hat von all seinen Geschwistern wohl die härteste Lebensschule durchlaufen müssen. So groß sein Ruhm wurde, so schwer hatte er zu tragen an bitteren Enttäuschungen und schweren Schicksalsschlägen. Dennoch hat er sich nie unterkriegen lassen. „Wer sein Leben nicht aus dem einzig richtigen Standpunkte des Nützes ansieht“, so schrieb er einem Freunde, „der muß oft verzagt sein, er habe Haufen Geldes oder keinen Pfennig.“ So schuf er sich durch Arbeit und Kampf mit nutigem Glauben eine Lebensstellung, wie sie nur wenigen Menschen beschieden ist.

Schon seine Jugend ist ungewöhnlich. Als er am 26. Dezember 1769 zu Schoritz auf Rügen geboren wird, gehört diese herrliche norddeutsche Insel zu Schweden. Und so ergibt sich die eigenartige Tatsache, daß dieser „Deutscheste aller Deutschen“ als schwedischer Untertan zur Welt kommt. Eine Schule gibt es nicht in der Nähe, und so wird Ernst Moritz mit seinen Geschwistern in den Wintermonaten von den Eltern unterrichtet. Im Sommer dagegen können sich die Kinder in Feld und Wald austoben, baden und fischen am nahen Strande, begleiten den Vater auf der Jagd und helfen fleißig in der Ernte. Als die finanziellen Verhältnisse der Eltern sich bessern, wird ein Hauslehrer angenommen, so daß Ernst Moritz mit 17 Jahren in die Secunda des Gymnasiums zu Stralsund eintreten kann.

Doch nach zwei Jahren faßt der Jüngling plötzlich den Entschluß, Landmann zu werden. Er flieht heimlich von Stralsund und findet Zuflucht bei einem bekannten Gutsbesitzer von Parsenow zu Zemmin. Es gelingt seinen Eltern jedoch, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Ins Elternhaus zurückgeführt, bereitet er sich durch Selbststudium zum Besuch der Universität vor, die er dann in Greifswald und Jena besucht.

Dann ist er wieder zu Hause, unterrichtet die jüngeren Geschwister, nimmt eine Hauslehrerstelle beim Pastor Rosegarter auf Rügen an und geht schließlich auf die Wanderschaft. Ein leidenschaftlicher Liebhaber der Land- und Leute kennen zu lernen. Er durchwandert das deutsche Vaterland, kommt nach Wien, Oberitalien und kehrt über Frankreich, Paris, nach Hause zurück.

Mit 30 Jahren wird er Privatdozent für Geschichte und Sprachen an der Universität in Greifswald und heiratet Charlotte Marie Quistorp, die Tochter des Professors der Naturgeschichte in Greifswald, die er schon als Student angeknüpft hat:

„Um den schönsten Knopf die schönsten Vögel,
Blaue Augen, Rosenwangen rund
Silbes Schelmenlächeln um den Mund. . .“

Doch das häusliche Glück ist nur von kurzer Dauer. Am 16. Juni 1801 erblickt ein Söhnchen das Licht der Welt und am neunten Tage schläft die junge Mutter die Augen für immer. Der vereinsamte Gatte sucht und findet Trost in der Arbeit. „Die Freude meines Lebens ist unter dem Boden, aber ich zähle mich noch nicht zu den Unglücklichen. . .“ Wieder erwacht der Wandertrieb in ihm; er durchstreift als Geschichtsforscher ein Jahr lang Schweden nach allen Richtungen, meist mit der landesüblichen empfindigen Kattelpost.

Inzwischen bereiten sich in Europa gewaltige Umwälzungen vor. Der französischen Revolution hat Napoleon Einhalt geboten, der als hell leuchtender Meteor am politischen

Simmel aufsteigt und ganz Europa in Aufruhr versetzt. Er treibt das Deutsche Reich seiner völligen Auflösung entgegen und zerklüftet Preußens Großmachtstellung bei Jena und Wuerst.

Arndt ist 1806 zum ordentlichen Professor der Philosophie in Greifswald ernannt worden, doch die Zeit seiner Zeit läßt ihn nicht zur Ruhe kommen. Immer stärker wächst er in die Politik hinein. Der Deutsche ist in ihm erwacht. Er hat den „Geist der Zeit“ erscheinen lassen, den ersten Teil jenes denkwürdigen Buches, in dem er seiner Zeit den Spiegel vorhält: „. . . geschrieben in bremsender Zeit, geboren in glühender Begeisterung, und auf dem glühenden Amboss der Zeit geschmiedet.“ Er faßt den Plan einer allgemeinen Erhebung der Völker gegen Napoleon. In Berlin kommt er mit den Männern der preussischen Reform in Berührung, die des Freiherrn vom Stein Ideen ausbauen. Schließlich flieht er vor den Franzosen, als Diener verkleidet, über die russische Grenze, kommt durch Bolshniyer über Kiew nach Smolensk und gelangt von hier mit dem Obersten von Lettenborn über Moskau nach Petersburg. Hier errichtet zu dieser Zeit, es ist Ende August 1812, der Freiherr vom Stein die Deutsche Legion. Arndt wird sein literarischer Mitarbeiter. Als Napoleon Rußland geräumt hat, kehrt Arndt sich mit dafür ein, daß der Krieg nach Deutschland getragen werde. Jetzt entsteht sein „Katechismus für deutsche Soldaten“, jetzt entstehen die berühmt gewordenen Lieder für die deutsche Erhebung.

Die Entwicklung nach den Freiheitskriegen muß den Dichter schwer enttäuschen. Dem besiegten Frankreich ist ein großer Teil seiner Eroberungen auf Kosten Deutschlands belassen worden. Und Arndt war der Erste, der den Grundsatz aussprach, daß die Sprache die einzig gültige Naturgrenze zu bilden habe.

1817 siedelt er endgültig nach Bonn über. Dort hat er sich am Ende der Coblenzer Straße ein Landhäuschen erbaut mit herrlichem Blick über den Rhein zum Siebengebirge. Hier in Bonn wird die neue preussische Rhein-Universität begründet und Arndt auf seinen Wunsch zum Professor der neueren Geschichte ernannt. Er beginnt wieder ein Privatleben. Nach 16jähriger Wittwenschaft heiratet er Hanna Maria Schleitermacher, die Schwester des berühmten Theologen aus Berlin.

So glücklich diese zweite Ehe auch ist, so ist Arndt doch nicht der Mann, sich nun auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Mutig nimmt er den Kampf mit der und sich greifenden Reaktion auf. Er fordert in Wort und Schrift die Verfassung, die dem preussischen Volke in der Stunde der Gefahr verprochen wurde, verlangt Pressefreiheit und wendet sich gegen die Polizei, mit ihrer „Späherei und Laufscherei, Briefbrecherei und Angeberei“. Arndt wird nun von dem Mißtrauen der Regierenden in Berlin verfolgt. Man glaubt, es bestehe eine Verschwörung von Revolutionären und auch er wird verdächtig.

In der Morgenfrühe des 14. Juli 1819 wird der Freiheitskämpfer verhaftet. Man durchsucht in seiner Abwesenheit das Haus und beschlagnahmt fast alle seine Papiere und Schriften. Dann wird er wieder frei gelassen, und, obwohl man ihm nichts nachweisen kann, seines Amtes enthoben. Länger als zweieinhalb Jahre ist er noch den unwürdigsten Vernehmungen und Untersuchungen ausgesetzt. Doch Arndt bleibt ungebrochen: „Ich verlasse Preußen nicht, weil es mein Vaterland und noch immer meine Hoffnung ist. . .“

Länger als zwanzig Jahre darf der „Professor im Wartestand“ seiner Lehrtätigkeit nicht nachgehen. Es sind wohl die besten Jahre, die der gereifte und vielwissende Mann so „unter Kindern, Bäumen und Blumen verträumt.“ Im englischen Familienkreise findet er Trost und Zerstreuung. Er macht meilenweite Spaziergänge in die Umgebung und in seinem Gärtchen sieht man ihn graben und pflanzen.

Seine wahren Freunde sind ihm treu geblieben und auch sein alter Humor. So schreibt er seiner Lieblingschwester, die in der alten pommerischen Heimat auf dem Lande lebt: „... Römtest Du mit Deinen Gänzen etwas beibringen zu unserer Befiederung, so wirst Du Dir ein warmes Andenken stiften.“ Und ein andermal: „... Schide Du uns nur einige Spizdänsche und Mettwürste. Dögleich das Porro viel kostet, so bleiben sie doch die Frucht hierher wert, wo solche geräucherter pommerischer Vögel sehr seltene Vögel sind.“ Als Gegengabe schickt er etwas, „wonach man nicht fett wird.“ — Verse. Doch als die Schwester wiederholt nichts von sich hören läßt, klagt er: „... Weid würde es mir aber tun, wenn mir Dir gegenüber wiederführe, was bei so vielen anderen allmählich einzutreten droht: ein Verstummen, was einem kleinen Tode ähnlich sieht.“ 1834 trifft den Dichter ein neuer Schlag: sein jüngster und begabtester Sohn Willibald ertrinkt als 9jähriger Knabe beim Baden im Rhein. Das hat er nie ganz überwunden können:

„Hier ist die Stelle, hier liegt der Stein,
Hier nahm mein Liebste hinweg der Rhein,
Der Freude, der Liebe goldenster Hort,
Hier flog die Lust des Lebens mir fort.“

Als Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840 zur Regierung kommt, ist eine seiner ersten Regierungshandlungen, Arndt wieder in sein Amt einzusetzen und ihm die beschlagnahmten Papiere zurückzugeben. Es ist ein Freudentag für Bonn! Die Studenten bringen ihm einen Fadzelszug und seine Amtsgenossen wählen ihn zum Rektor der Universität. Nur einer von ihnen macht nicht mit: August Wilhelm von Schlegel, der Arndts Freiheitslieder als tragenden patriotischen Schemas verspottet hatte.

Es ist seltsam, wie der 70jährige Arndt, der 20 Jahre „wie altes Eisen stillgelegen hat und eingedostet war“, nun wieder eine produktive literarische Tätigkeit entfaltet. Um sich zu rechtfertigen, schreibt er die köstlichen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“. Die Umgebung Bomms, die er so oft durchwandert hat, schildert er in den „Rhein- und Abwanderungen“ und seine zahlreichen kleineren Abhandlungen sammelt er in den „Schriften für und an meine lieben Deutschen“. Eine eiserne Gesundheit ist ihm mitgegeben. Im höchsten Alter kann er von sich berichten: „Ich lese und schreibe beständig ohne Brille und laufe sicher und geschwind mit

30jährigen auf dem Glatteis.“ — An schönen Sommertagen badet der Greis regelmäßig um die Mittagsstunde im freien Rhein. Es sieht eigenartig aus, wie er sich in der Nähe seines Hauses der Kleider entledigt und dann bis an den halben Leib in den Strom hineinsetzt und stehend mit gehöhlten Händen sich einige Minuten das Wasser über den Oberkörper gießt.

Im Sturmjahr 1848 ist auch der greise Arndt wieder zur Stelle. Und hier, in der Frankfurter Nationalversammlung, zeigt es sich wieder, wie bitter Unrecht man ihm unter Friedrich Wilhelm III. getan hatte, als er die Radikalen enttäuscht und in ihren Blättern verspottet wird:

„Der fürs ganze Deutschland schwärmte,
Will als guter Preuße sterben.
Alter Moritz, willst wahrscheinlich
Es mit beiden nicht verderben.“

1849 geht Arndt als Mitglied der Deputation nach Berlin, die dem König Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone überbringen soll. Es ist der Höhepunkt seines Lebens und zugleich die Krönung seines eigenen Lebenswertes und wird — eine bittere Enttäuschung. In der Paulskirche hält er seine letzte Rede und tritt aus der Nationalversammlung aus. Aber er gehört weiter seinem Volke, das zu ihm hält und zur Feier seines 90. Geburtstages stürmische Ovationen darbringt.

Am 29. Januar 1860 geht Ernst Moritz Arndt zu seinen Vätern über. Auf dem Schreibtisch liegt sein letzter Brief, der wie eine Prophezeiung ausklingt. Er hat ihn drei Tage vor seinem Hinscheiden geschrieben und nicht mehr absenden können:

Bonn, 26ten Wintermonds (Januar) 1860.

Herr Schwager! Ein fröhliches Jahr zuvor Ihnen und allen wackeren Männern, die des überalterten Neunjährigen so freundlich gedacht haben! Es ist ein mutiges Gefühl, von denen geliebt zu werden, die uns zunächst angehören. Zu diesen meinen Nächsten rechne ich die Arentel der alten unbezwinglichen Sachsen, die um die Elbe und Weser wohnten und vor deren Lanzen und Schwerdtern die römischen Legionen in den Staub sanken. Möge Gott die Herzen der Germanen begeistern, wann Küssen und Franzosen sich über uns die Hände reichen wollen, mit den rechten germanischen Flammen! Möge jener Geist mehr und mehr alle Mannen durchblafen, der das Kleine zu einem Großen, das viele Zwietrachtige zu einem Anräuel macht! Also ein fröhliches Neujahr und jeder männiglich mehr und mehr zu einem deutschen Stolz der Macht und des Ruhmes erhoben! Amen.

In deutscher Treue
Ihr E. M. Arndt aus Rügen.
(Schluß folgt.)

Das Treffen der märkischen Heimatkrieger in Berleberg (11.—13. Juni)

Daß diese alte Stadt glanzvolle Zeiten gesehen hat, nicht durch den trügerischen Glanz, der in seinen Wappsteinen einst in das Land ging (und sich gegenüber Arbin und Nigrin nicht mehr halten konnte), sondern als Hansestadt und große Hauptstadt der Prignitz, davon überzeugte sie die Besucher nachhaltig. Nicht nur in den Führungen, sondern mehr noch dem planlosen Streifen durch die krummen und bisweilen engen Straßen, durch die Wollweber-, Bäder-, Mühlen-, Säuhstraße usw., über den Säuhmarkt, den Großen Markt, durch den Juden- und den Rosenhof öffnete sich jene Zeit, da Berleberg die Prignitz beherrschte: das Mittelalter und die Zeit bis zum 30jährigen Krieg. Auf seiner Insel inmitten der Stepenitz trockte es selbst Herzögen von Mecklenburg und ähnlich mächtigen Herren. Von hier aus zog es gegen die abligen Bevelagerer der Prignitz, verbrannte deren Burgen, brachte sie gefangen nach Hause und verurteilte sie unerschrocken.

Jene kraftvollen Bürgergeschlechter bauten die große dreischiffige Jakobikirche (die inneren freilich durch den Umbau in der Stülerzeit, 1851, verloren hat), stellten auch den schönen großen Messingständerleuchter von 1475 hinein und trauten dem aus Feldsteinen unten so mäßig gefügten Turm zu, die 2 m im Durchmesser große Glocke des niederländischen Glödengebers von 1518 zu tragen. Sie errichteten als Symbol ihrer Selbständigkeit den Roland, der in der Brunnenfassung eines Ritters nun schon seit 1546 auf dem Marktplatz gegenüber dem Rathaus mit gezühtem Schwert wacht, einer der ganz wenigen märkischen Rolande. Sie bauten den politischen Mittelpunkt ihrer Stadt, das Rathaus, mit dem prächtigen Kreuzgewölbe über dem Rathaus-sitzungsaal, mit dem Giebel in teils glasierten Ziegeln. (Wie tot ist gegen die lebendigen Ziegelflächen des alten Rathaussteiles und der Jakobikirche doch das gleichmäßig glatte Rot des neueren Rathausausbaus mit seinem unschönen Turm! Wie tot diese als auch die Behördengotik des Postgebäudes und des Realgymnasiums gegen solche Zeugen eines über die Endlichkeit hinaus strebenden Gestaltungswillens!) Jene kraftvollen Bürger aber gaben auch ihren eigenen

Häusern besonderes Gepräge. Ob es das älteste Fachwerkhäuser der Stadt ist, jenes am Markt, mit den biblischen Gestalten an den Balkenköpfen und der Lebensweisheit (in niederdeutscher Sprache):

„Distel und Dorn stechen sehr,
falsche Zungen noch viel mehr,
so will ich lieber in Distel und Dorn mich haben,
als mit einer falschen Zunge sein beladen“.

ob es der Steinbau des Havelberger Domherrn Lütke an der Kirche ist, mit dem eigenartigen Giebel und den Sitznischen am Eingang, ob jene anderen alten Fachwerkhäuser, die alle so farberprächtiger renoviert wurden: in allen Bauten spürt man mittelalterlichen Wohlstand und Lebenswillen.

Die Stadt ist aber noch heute eine der wohlhabendsten der Mark. Die Einkünfte aus den 10 000 Morgen Stadtheide gestatten eine Verschönerung des Stadtbildes auch in seinen neueren Teilen. Kleine hübsche Anlagen, über die Stadt verstreut, der 52 Morgen prächtige Stadtpark, in dem um Mitternacht so viele Nachtigallen sangen, in dem auch ein wirklich schönes Gefallenemal steht, die Wege an der Stepenitz entlang, die in dem frühen Maimorgen nach erfrischendem Gewitter eine unergeliche Freude wurden, der großzügige Spielplatz für Klein-Berleberg: der Hagen, alles mit großem Wurf. Dieser vielseitigen Schönheit einer reizenden Kleinstadt tun auch Erscheinungen neuerzeitlicher Wirtschaft keinen Abbruch. Nicht die riesigen Spargelfelder, die Berlebergs Namen weiter tragen als jene Stiefelwäse von dazumal, die für die überaltert sterbenden Spargelkulturen von Beelitz starke Konkurrenz sind, nicht auch die belebte Luisenstraße Berlin — Hamburg, die mitten durch die alte Stadt führt und auf der nachts die großen Lastzüge der Ferntransporte mit wagehalsigem Tempo und staunenswerter Geschwindigkeit in die winzige Enge der Judenstraße hineinbrausen.

Die Wohlhabenheit der alten Hansestadt wurde auch in der seltenen Freigebigkeit sichtbar, die den Gästen kostenlos Stadtpläne, Prospekte, das kleine Prignitzheft aus der Deutschland-Bildreihe, ein prächtiges Album mit Bildern

einer geschichtlich reichen Landschaft, Postkarten, sogar ein künstlerisches Wundbild des Rolands (als Wandschmuck möglich) reichste.

Durch solchen gefälligen äußeren Rahmen wurde man entschädigt für Enttäuschungen, die hier und da einzelne Fachsichtungen brachten, für die Langeweile, die (manchmal umgänglicher!) bisweilen neben den Erörterungen gewisser Probleme stand. Doch brachten die Besprechungen usw. auch mancherlei Erfreuliches.

In der Besprechung der brandenburgischen Geschichtsvereine berichtete Staatsarchivar Dr. Schulke, daß die Privatarchive, Guts- und Ortsarchive, in der Prignitz bearbeitet und inventarisiert worden seien. Um auch in anderen Kreisen Unersetzliches zu retten usw., wird der Oberpräsident um den staatlichen Nachdruck angegangen werden, der denjenigen, die sich in einzelnen Kreisen für die Bearbeitung der Archive bereit erklärten, die Arbeit erleichtern, Tor und Tür öffnen soll. Die Bibliographie, d. h. das Verzeichnis aller im Jahre 1933 erschienenen wertvolleren Aufsätze zur märkischen Geschichte, von Bibliotheksrat Dr. Polthier wurde vorgelegt. (Man wird darauf in „Heimat und Ferne“ noch zurückkommen.) Bezüglich der Flurnamenammlungen fiel der Kreis Teltow mit seinen teilweisen Einsendungen endlich angenehm auf.

Es folgte ein Lichtbilderabend, der den Fremdlingen die Prignitz als reich auch an Bau- und Kunstdenkmälern vorstellten sollte. Dr. Ladendorff vom Hohenzollernmuseum Berlin versuchte, der schätzenswerten Aufgabe eines Cicerone gerecht zu werden durch eine zwar sehr große Zahl von Lichtbildern. Sie wurden leider nach oft recht gesuchten inneren oder äußeren „Beziehungen“ (den Regeln der „Klebeassoziation“!) aneinandergereiht, wurden vor allem vor Erläuterungen begleitet, die allzuviel in die Denkmäler (sonderlich Grabdenkmäler) hinein deuteten, die auch im Tonfall eher Elegien waren als die kraftdurchströmte, sichere Leitung des Fremdenführers zu den Berggipfeln. Dessenungeachtet erfreuten der Dom zu Havelberg, die Dorfkirchen, die so fest auch im Teltow stehen, der Schlösser und Burgen, erreichte auch all die Kleinkunst in Kirchen und Schlössern, die Taufsteine, erzenen Taufbecken, die Grabsteine der Quikows, die hier in der Prignitz einst mächtiger als der Markgraf waren, usw.

Die Führungen des nächsten Tages brachten die Liebhaber von Kaktéen in die berühmte Kaktéenzüchterei von Grahnert, andere aber in Rathaus und Museum.

Letzteres ist in einer alten Schule in einer Geräumigkeit untergebracht, die so manchem Heimatmuseum not tate. Der Reichtum einer Hansfeststadt bedingt auch die Fülle der Museumsstücke. Allerdings sind große Teile der Sammlungen einst von einem Privatsammler, einem Perleberger, dem Museum vermachte worden. In der vorgezeichneten Abteilung überrascht, endlich einmal, eine Goldspirale, die kürzlich mit einer gleich großen bei dem in echt märkischen Sand gebetteten Gadow gefunden wurde. Von all den andern Abteilungen zieht dann die Abteilung Waffen an, die naturgemäß (Perleberg ist schon lange Garnison) reichhaltig ist. Doch der größte Reiz liegt über den bürgerlichen Zimmern mit prächtigen Möbeln der Biebermeierzeit (z. B. einem wunderschönen Schreibsekretär), mit guten Delgemälden, mit den verschiedensten Wuppen in der Tracht jener Zeit (deren Köpfe gegen eine Rätche-Kruse-Puppe unserer Tage allerdings wie Totenmasken sind), mit ausgesuchtem Geschirr, mit Nadelarbeiten vergangener Tage usw. Daß der Saal der Innungen in einem Gemeinwesen mit solcher Vergangenheit ein Museum für sich ist, bedarf nicht des Hinweises. In einen Kästchen haben sich noch Erzeugnisse, Reklame u. ä. der einst blühenden Glanzwischfabrikation gerettet. Kurzum, das Museum machte allen Besuchern größten Eindruck.

Die große öffentliche Sitzung brachte nach wenigen Begrüßungen (das Streben unserer Zeit zur Prägnanz hat auch die lange Reihe der früher hierbei Paradiesernden erheblich abgekürzt) den Vortrag von Univ.-Prof. Dr. Hoppe: „Wozu Heimatgeschichte?“ In einer Formulierung, die zum Genuß wurde, stellte er die Aufgaben heraus, grenzte er zwar scharf die Kompetenzen der Wissenschaftler und der „Dilettanten“ ab, aber betonte in verbindlichen Darlegungen, daß der Wissenschaftler und der stille Mitarbeiter draußen aufeinander angewiesen seien, einander nicht entbehren könnten. Diesen erfreulichen Ausführungen dankte uneingeschränkter Beifall. Dagegen handelte der nächste Redner, Pfarrer Weidmeyer, sein Thema „Blut und Boden als Aufgabe des Heimatmuseums im nationalsozialistischen Staat“ unbefriedigend in der Form etwa der Tageschriftsteller ab, und die (von so manchem an dieser Stelle als überflüssig empfundene) wenig gewählte Art des Vortrags, von Redner als „Frontdeutsch“ entschuldigt, vermochte erst recht nicht für den dünnen Gehalt zu entschädigen.

Nach einer gemeinsamen Kaffeetafel im schönen Bürgergarten (wiederum von der Freigebigkeit einer wohlhabenden Hansfeststadt kostenlos gereicht!), begleitet von der Musik der Perleberger Stadtkapelle, nach der Museumsführung, deren Einzelheiten hier nicht interessieren, ver-

einigte der Prignitzer Seimatabend alle Gäste zu unvergeßlichen Stunden. Hr. Fr. Böhm führte an der Hand unzähliger Lichtbilder die vorgezeichneten Funde der Prignitz vor und ging von ihnen aus den Menschen, dann den Völkern nach, denen einst diese Landschaft die Lebensbedingungen bot. Es folgten Chöre der Schüler. Die wunderbaren Volkslieder, die der Wandervogel aus der Vergessenheit gerufen hat, aber auch eindringlich in der Art der Landsknechtlieder vertonte Einrichtungen aus der „Fanfare“ des zeitgenössischen Mäcker. Hübsche Volkstänze und vor allem Gedichte Prignitzer Heimatdichter, die den Fritz Reuterischen so verwandt klangen, haben einen Abend geschaffen, der bei der leisesten Erinnerung warm ums Herz werden läßt.

Der nächste Tag brachte dann durch die Autofahrt die Bestätigung für die Schönheit auch dieser Landschaft. Durch den frischen Vormittag (es hatte nachts glücklicherweise auf wochenlangen Staub geregnet) ging es, rechts und links bald üppige, bald sehr dürftige Blüten, zum Hünengrab in Mellen. (Unterwegs erfreuten im breit angelegten Glöwin die schönen großen Vorgärten der Bauernhöfe, ähnlich, wie sie im Teltow Großflonitz pflegt.) Hart an der Straße das Hünenbett, auf einem Hügel am Abhang zum schönen Tal des Radowitzer Sees. Zu zwei länglichen Rechtecken von 22x9 Metern sind ansehnliche Steinblöcke aneinandergereiht worden. In diesen Vierecken die Reste der Grabkammer (3x8 Meter) mit nur noch einem gewaltigen Deckstein (zirka 200 Zentner!) auf den Seitensteinen. Der andere ist beim Chausseebau vor 100 Jahren zerfallen worden. Um diesen Rest aus der jüngeren Steinzeit sind kleine Bäume gepflanzt, damit nach Jahren das in der Mark einzigartige Mal eine würdige Gedenkstätte ist. Um hohen, leider durch Kiefernwald die Aussicht verbedenden Talrand entlang weiter nach Lenzen, der ältesten Stadt der Prignitz. Das hübsche Städtchen mit zwar grasbewachsenen Kacktopfpflaster, aber wiederum alten Fachwerkhäusern in frohen Farben und mit alten Sprüchen, liegt unterhalb der Burg. Auf dem 24 Meter hohen Hügel eine allseitig gesicherte Burganlage, von der als Burg ursprünglich nur noch der massive Turm anzusprechen ist, der eine herrliche Aussicht über die Wälder gewährt. Rings um die Burg ein etwas wilder Park. Der stattliche Herrenhof, einst ein Raubnest, das Perleberg zu schaffen machte, wurde für ganze 2000 Mark (allerdings die Steuerrückstände usw. nicht gerechnet) vom jetzigen Besitzer erworben. Die Kirche erzählt auch von der einstigen Bedeutung des Städtchens, ist groß und schön, leider in der Wirkung durch die bis ins Querschiff vorgezogenen Emporen beeinträchtigt. Unvergleichlich lebendig das Grabmal einer Lenzenenerin von 1617, der „Brezeltante“, mit ihrem Brustbild. Und schön auch die Bronzetaufe, die Hinrich Grawert aus Braunschweig 1486 gegossen hat. Am Ausgang der Stadt wies Prof. Hoppe auf Lenzens Bedeutung als Elbübergang hin. Drüben, jenseits der Elbe der Höhe, ein zu 75 Metern ansteigender Höhenzug, auf dem Sächsisch die Reste jener Burg freilegte, die Karl 814 gegen die Slawen errichtet hatte und die diese bald danach verbrannt hatten.

Während der Mittagstafel reizender Abzug der „Geschichte von Lenzen“ vom Prof. Hoppe (sogar mit einer Jagd nach dem Autogramm des Verfassers, die der Bürgermeister von Lenzen scharfhaft mit diesbezüglichen Anstürmen auf Filmgrößen vergleichen konnte). In schneller Fahrt zur Lenzer Wälsche, zu dem ersten der 9 hintereinander am Elbdeich liegenden Dörfer, Mödlich. Ein weites Wiesengebiet, unterbrochen durch Baumgruppen, Dämme und Gräben. Unmittelbar am Deich die Bauernhäuser, strohgedeckt, breit und durch den roten Ziegelfachwerkbau so überaus freundlich. Doch nicht nur diese großen niederländischen Häuser, nein, der Deich (der lange Zeit zugleich Straße war), die Baumgruppen die endlosen Weiden, die Gräben, die Wassertümpel; das kräftige Grün und nicht zuletzt der frische Wind, der während der Deichwanderung sich gegen uns stemmte, sie alle geben der Landschaft den Charakter des Großen, wie ihr Dittmarischen hat, des so gar nicht Ostelbischen. Auch hier bewahrten die Bauern, einst aus Niederlanden gekommen, bis ins 17. Jahrhundert ihre dauerhafte Selbstständigkeit. Auch unter dem kurfürstlichen Amtmann Gysel von der Lyr (der in Mödlich begraben liegt) der 1651—1676 von der Burg Lenzen aus die Gegend durch Dämme und Regulierungen erneut sicherte. Nach der erfrischenden Deichwanderung noch urgemütlich ländliche Kaffeeraut im alten Gasthof Mödlich (die einzelnen Städtchen freilich etwas primitiv war) die hastige Rückfahrt über Lenzen (hier wieder Aussteigen, da die Postautos die Brücke nur leer passieren dürfen!) und Lanz, dem Geburtsort des großen Turnvaters John nach Wittenberge. Hier hieß es scheiden von der Schönheit (auch jener stillen, unerwähnten) dieser Tage.

Rieser.

Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten. Einsendungen und Anfragen sind zu richten an Richard Rieser, Gröben, Post Ludwigsfelde.